

Weltgebetstag 2011: „Wie viele Brote habt ihr?“

Auslegung der Lesungen von Johanna Brandl

Als Kind las ich gerne in der Bibel. Sie war für mich wie ein Lesebuch mit vielen spannenden Geschichten.

Genauer gesagt, ich las gerne im Alten Testament, das Neue Testament mochte ich nicht so besonders. Jesus war mir etwas suspekt. Damals kannte man den Ausdruck „Weichei“ noch nicht, aber er bezeichnet genau das, wofür ich Jesus hielt. Immer dieses Nachgeben, die Backe hinhalten, die Feinde lieben!

Das Alte Testament kam meinem Gerechtigkeitsgefühl und meiner Lebenswirklichkeit dagegen sehr entgegen. Wer böse ist, der wird bestraft, wer brav ist, der wird belohnt.

Eine Geschichte aus dem Neuen Testament gefiel mir allerdings sehr gut, und das war das Wunder der Brotvermehrung, wie es damals noch hieß. Jesus erschien mir wie ein Zauberer, der mit dem Wenigen, das seine Jünger mit sich führten, 5 000 Leute speisen konnte. Wir waren nicht arm daheim, zumindest hatte ich das nicht so empfunden, aber so ein Tischlein-deck-dich oder ein Zauberer wie Jesus wäre sehr willkommen gewesen.

Es dauerte einige Jahre, bis ich für mich erkannte, was das eigentliche Wunder war: Jesus brachte die Menschen dazu, sich mit den anderen zu solidarisieren und das, was sie besaßen, miteinander zu teilen.

Das Essen nimmt einen breiten Raum in unserem Leben ein. Wenn ich nur an die vielen Kochsendungen denke, die im Fernsehen laufen! Allerdings geht es dabei meist nur um die Schau: wie kann ich am besten zeigen, wie toll ich kochen kann, was ich alles draufhabe.

Eine Einladung zum Essen bedeutet eine Wertschätzung für den Eingeladenen. Man betritt den geschützten Bereich des Gastgebers und der teilt mit seinem Gast das Essen, die Wohnung und im besten Fall auch seine Gedanken, Erfahrungen und Empfindungen.

Diese Wichtigkeit des Essens, des Teilens, ist übrigens nicht neu. In der Bibel finden wir viele Beispiele dafür: die Hochzeit zu Kana, das himmlische Hochzeitsmahl, das Essen beim Zöllner Matthäus und nicht zuletzt das letzte Abendmahl. Für uns Christen ist Jesu Auftrag, miteinander Mahl zu feiern, so wichtig, dass wir uns jeden Sonntag in der Kirche zusammenfinden.

Auch in den beiden Lesungen, welche die Frauen aus Chile ausgesucht haben, geht es um das Essen und um das Teilen. Es ist die Lebenswirklichkeit dieser Frauen, die wir in dem Schuldbekenntnis erahnen können: ihr täglicher Kampf um das Brot, um das Überleben, um Würde.

So richtig mitfühlen kann wahrscheinlich nur noch die Kriegsgeneration, uns anderen geht es eigentlich viel zu gut. Mir ist jedenfalls noch gut in Erinnerung, wie meine Eltern von der Nachkriegszeit und den Erfahrungen, die sie da gemacht haben, erzählten. Natürlich waren nicht alle hilfsbereit und viele nutzten die Notlage der

anderen aus, aber ich konnte Jahre danach noch die Freude über Geben und Empfangen, über Teilen, in den Erzählungen meiner Eltern spüren.

Ist es nicht seltsam, dass fast alle Menschen berichten, dass zu Zeiten, in denen es ihnen wirtschaftlich nicht so gut ging, das Miteinander besser war? Man gab von dem, was man besaß, etwas ab und bekam etwas anderes dafür.

Leider ist das heute oft nicht mehr der Fall. Im Gegenteil, wer sich engagiert, sich für andere einsetzt, erntet oft nur Unverständnis. „Was bringt dir das denn“, wird man oft gefragt. Sicher, man kann nicht alles gegeneinander aufwiegen, aber materielles Geben kann auch durch ideelles Nehmen ausgeglichen werden. Und ein Gefühl der Befriedigung stellt sich fast immer ein.

Viele Menschen sagen auch: „Was kann ich schon bewirken? Da müsste an ganz anderer Stelle angefangen werden.“ Es ist leicht, so etwas zu sagen. Aber stimmt das auch, können wir als Einzelner nichts tun?

Hierzu eine Geschichte:

Es war einmal vor langer Zeit, irgendwo in Osteuropa, da herrschte eine große Hungersnot.

Die Menschen horteten missgünstig alles Essbare, was sie finden konnten und versteckten es sogar vor ihren Freunden und Nachbarn.

Eines Tages kam ein Hausierer mit seinem Wagen in ein Dorf, verkaufte dort einige seiner Waren und begann den Leuten Fragen zu stellen, wodurch er den Anschein erweckte, er wolle über Nacht bleiben.

„Es gibt in der ganzen Gegend keinen Bissen zu essen“, sagte man ihm. „Es wäre besser, Sie würden weiterziehen.“

„Oh, ich habe alles was ich brauche“, sagte der Hausierer. „Eigentlich hatte ich mir gedacht, ich mache eine Steinsuppe und lade euch alle dazu ein.“

Er hob daraufhin einen eisernen Kessel von seinem Wagen, füllte diesen mit Wasser und machte ein Feuer darunter. Dann nahm er feierlich einen schlichten Stein aus seiner Samttasche und legte ihn in das Wasser.

Mittlerweile waren die meisten Dorfbewohner auf dem Platz erschienen oder schauten aus ihren Fenstern, weil sie das Gerede über das Essen gehört hatten. Als der Hausierer an der „Suppe“ schnüffelte und in freudiger Erwartung über seine Lippen fuhr, begann der Hunger das Misstrauen der Dorfbewohner zu besiegen.

„Ah“, sagte der Hausierer recht laut zu sich selbst, „ich liebe eine schmackhafte Steinsuppe. Natürlich, eine Steinsuppe mit Kohl, das wäre sicherlich kaum zu übertreffen.“

Kurz darauf eilte ein Dorfbewohner herbei, der einen Kohl aus seinem Versteck in der Hand hielt und legte diesen in den Kessel.

„Großartig“, rief der Hausierer. „Wissen Sie, einmal hatte ich sogar eine Steinsuppe mit Kohl und einem Stück Pökelfleisch darin. Die war eines Königs würdig.“

Der Dorfmetzger besorgte daraufhin etwas Pökelfleisch, und so ging es dann mit Kartoffeln, Zwiebeln, Möhren, Pilzen, und, und, und weiter, bis sie tatsächlich ein köstliches Mahl für alle hatten.

Jeder Einzelne hätte für sich keine Suppe kochen können. Weil sie aber das, was sie besaßen, miteinander teilten, hatten alle etwas. Denken wir daran, dass auch unsere „Prise Salz“ oder unser „Stück Fleisch“ helfen können, wenn wir gefragt werden:

Wie viele Brote habt ihr?